Atlantis.

Von

Hermann Bahr.

Namen wirken zuweilen schon durch ihren bloßen Klang so bezaubernd, daß, wer sie hört, sich in seinen liebsten Wünschen und Träumen bestätigt fühlt. Die Völker brauchen solche Namen, deren Wohllaut ihnen verheißt, was sie sich geheim ersehnen, ohne doch es nennen zu können: Namen von einer magischen Gewalt, unser tiefstes Verlangen aufregend und uns reiner beglückend, als Erfüllung jemals vermag. Keiner von allen klingt der abendländischen Menschheit inniger vertraut als Atlantis, ein Stichwort, auf das sich ihr sogleich die schönsten Erinnerungen, aber auch die kühnsten Hoffnungen melden. Atlantis! Wir können uns nicht recht erinnern, woran uns dies Zauberwort erinnert, wir wissen nicht, was es uns eigentlich verheißt, aber in der Gewißheit einer untrüglichen Verheißung liegt sein Reiz, liegt seine Macht über uns.

Plato hat uns das aufregende Wort überliefert an zwei Stellen: im Timäos und im Kritias; die Philologen knabbern bis auf den heutigen Tag noch immer vergeblich daran. Die besten Erläuterungen fand ich im sechsten Band der von Hieronymus Müller übersetzten, von Karl Steinhart eingeleiteten deutschen Ausgabe Platos (Brockhaus, Leipzig, 1857), auf die mich Otto Kiefer in seiner Einleitung zum Timäos hinwies (Diederichs, Jena, 1909). Bald hoch im Norden, in Schweden, ja Spitzbergen, bald im Kaukasus, ja gar in Palästina, in Ceylon, bald wieder in Sardinien, selbst auf den Kanarischen und Azorischen Inseln ist Atlantis gesucht worden, und da sich alle diese Vermutungen doch niemals behaupten konnten, kehrte man schließlich wieder zu Alexander v. Humboldts Erklärung zurück, Atlantis sei bloß eine Fabel. Es sieht aber Plato nicht ähnlich, so exakt gefabelt zu haben, ganz unnötig exakt. Auf Solon und die Jahrbücher ägyptischer Priester sich berufend, erzählt er von einem gewaltigen Krieg, der neuntausend Jahre vor seiner Zeit zwischen den jenseits der Säulen des Herakles hausenden Menschen und denen diesseits davon entbrannte: zwischen den Königen der Insel Atlantis und den Griechen. Atlantis ist dann durch ein Erdbeben zerstört worden, nichts blieb davon übrig als ein ungeheurer Schlamm, in den der Schritt einsinkt. Im Altertum erlosch Erinnerung an ein so schaudererregendes Ereignis niemals. Dionys von Milet schrieb eine Reise nach Atlantis, wie Diodor berichtet, ein Weltreisender zur Zeit Cäsars, der erste, der sich an einer Universalgeschichte versuchte. Damals schon muß Atlantis etwas von dem geheimen Zauber in sich getragen haben, mit dem der Klang des Namens allein noch bis auf den heutigen Tag jeden betört, der ihn vernimmt. Niemals ganz erloschen, flammt die berückende Macht der versunkenen Atlantis gar von neuem auf, seit Afrika jetzt immer mehr ein Ziel merkantilen Sinnes der um das Mittelmeer wohnenden Völker wird: ein Geschäft. Es ist seltsam, wie da der wissenschaftliche Forscher zuweilen, bevor er es selbst noch merkt, ein Agent geschäftlicher Interessen wird und umgekehrt wieder der Händler, der Kaufmann, den nur sein Vorteil lockt, unversehens der Verführung erliegt, die schon der bloße Schall des Namens Atlantis ausstrahlt, der Verführung zum Dichter.

Noch vor dem Weltkrieg, 1907, ging Leo Frobenius als Leiter einer deutschen Forschungsreise nach Afrika. Von ihren Ergebnissen Bericht erstattend, hieß er diese Schrift „Auf dem Wege nach Atlantis" (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg, 1911). Frobenius ist ein ernster Mann der Wissenschaft und ein harter Mann der Tat mit einem heimlichen, aber gut beherrschten Schwärmer in sich, und gerade nur so viel vom Phantasten, als für einen, der in den Urwald geht, unentbehrlich ist. Dennoch glaubt er an Atlantis, ja er glaubt sich schon auf dem Wege nach ihr. Daß der Leser dies zwischen den Zeilen immer wieder leise durchspürt, ist der große Reiz, der seinem Buch weit über den Fachbezirk hinaus dankbare Bewunderung warb. Es hat Stellen, wo man fast vergißt, daß es doch eigentlich kein Roman ist. Acht Jahre später erschien Pierre Benoits „L'Atlantide" (bei Albin Michel, Paris). Benoit, der in seiner ersten Jugend zehn Jahre in Tunis und fünf in Algier verbracht hat, debütierte 1918 mit einem Roman „Königsmark" nicht ohne Glück. Aber die Wirkung der „Atlantide" war unbeschreiblich, und sie mag ihn jetzt zuweilen heimlich bedrücken, weil gegen diesen Welterfolg kein anderes seiner Werke mehr völlig aufkommt, selbst „Mademoiselle de la Ferté" und „Le puits de Jakob" nicht, die doch an Maß, Takt und reifer Erzählungskunst weitaus der „Atlantide" überlegen sind. Vom Hochmut deutschen Geschmacks wird Benoit unter die bloßen „Macher" eingereiht, aber wenn man zugesteht, daß er an dem, was wir „das „Dichterische" nennen, nicht reich ist, so schwindelt er das aber auch gar nicht vor, und seine Kunst der Spannung, der geschickten Steigerung und einer sehr glücklichen Mischung von stichhaltiger Erudition mit einer reichen, unerschöpflichen, aber ihre Gaben doch immer in dem Leser bekömmlichen Dosen zumessenden Phantasie hat eine Höhe, die nur gebornen Erzählern erreichbar ist; sie sind an den Fingern einer Hand zu zählen, Amerika miteingerechnet. Es geht keinesfalls an, Benoit einfach als französischen Georg Ebers abzutun, schon seiner merkwürdigen, in Frankreich allerdings nicht so seltenen, aber in ihm noch ungewöhnlich gesteigerten Begabung wegen, einer eigentümlichen Mischung von berechnendem Verstande mit der Fähigkeit, auf Kommando dann gelegentlich in ehrliche Schwärmerei zu geraten. Er vermag sich an einem zunächst sichtlich bloß vom Verstande gewählten, ruhig überlegten Entwurf, der nichts von Eingebung hat und dem er so kritisch gegenübersteht wie dem Plan eines anderen, bei der Ausführung dann zu solcher Ergriffenheit und in ein Miterleben und Miterleiden zu steigern, daß es allmählich zuweilen der Erregung, ja der Trunkenheit, von der Dichter in den entscheidenden Augenblicken des künstlerischen Schaffens überwältigt werden und dann wie besessen sind, zum Verwechseln ähnlich sieht; der Leser atmet erleichtert auf, wenn er dann auf einmal doch wieder die sichere Hand gewahrt, die die Karten mischt. Aber der unerhörte Welterfolg seiner „Atlantide" ist doch nicht bloß der bewundernswerten Kunstfertigkeit des Erzählers zu danken, sondern vor allem der magischen Gewalt, die der bloße Name schon ausstrahlt.

Nach Benoit war nun die Reihe wieder an den Deutschen, und Atlantis fand auch hier einen für sie wie vom Schicksal vorbestimmten Mann. Paul Borchardt, seit Jahren in Asien und Afrika heimisch, hat jetzt durch einen Vortrag im Geographischen Institut der Münchner Universität Aufsehen erregt, selbst bei so sachverständig kritischen, poetischer Wallungen unverdächtigen Hörern wie Geheimrat v. Drygalski und Oswald Spengler. Borchardt ist nicht mehr bloß „auf dem Wege nach Atlantis", er steht schon an ihrem Grab, bereit, ihr Schliemann zu werden. Atlantis liegt für ihn in jenem salzigen Sumpf, der heute Schott Djerid heißt, einst Bahr Attala, Meer der Atalanten, und später Tritonsee benannt wurde, nach dem Sohne des Poseidon, dem Schutzgeist aller Seefahrer. Der Atlas aber, der den Himmel trägt, ist ihm das Atlasgebirgsmassiv, von dem lybischen Stamme der Atlala bewohnt, schon von Herodot gekannt und von Ptolomäus Monslalae genannt, wodurch wir, nebenher auch erst verstehen lernen, warum Herakles nach den Aepfeln der Hesperiden durch die Libysche Wüste wandern mußte, während er, wenn der Atlas der Alten, wie man sonst annahm, in Algier lag, sich doch einfach einschiffen konnte. Nehmen wir das Meer der Atlanten für identisch mit dem Tritonsee und erinnern wir uns, daß der große Tempel des Poseidon in Atlantis lag, so meint Borchardt daraus schließen zu können, daß wir hier an jenem Sumpf sind, in den Atlantis versank. Wann? Diodor berichtet von einem großen Erdbeben in dieser Gegend, und von diesem denkt sich Borchardt Atlantis verschlungen. Daß sie nach der Ueberlieferung auf einer Insel lag, stört ihn nicht, weil das Wort Insel dort auch im Sinne von „Oase", ja gelegentlich auch für Halbinsel gebraucht wird, wie das Wort „Meer" oft bloß „großes Wasser" bedeutet; Araber nennen den Nil gern einfach „el Bahr", das Meer. Die Atlanten waren dann ein reiches verwegenes Küstenvolk, das Kriege gegen Aegypten wagen konnte. Auch die Phäakenstadt Homers will Borchardt in der Nähe des heutigen Gabes sehen. Man kann die Leidenschaft verstehen, mit der er, was ihm sein geistiges Auge so handgreiflich zeigt, nun auch augenscheinlich aller Welt beweisen will. Er will graben. Atlantis ausgraben! Er ist seiner Sache ganz sicher.

Diesem Manne, der offenbar, wie jeder echte Forscher, die Lust des Abenteurers mit der Zucht des Denkers in sich gesellt, ließ mich mein immer wohlmeinendes Schicksal begegnen, bevor ich von seinen verwegenen Plänen wußte. Willibrord Verkade, dem ich verdanke, wahrhaft zu leben, kam aus Beuron wieder einmal nach München, und freudig schritt ich mit dem hochgewachsenen Mann, einem gotischen Holzschnitt, durch die Stadt, als auf ihn eine Gestalt eindrang oder eigentlich, fast einem Raubvogel gleich, losstieß, mit einer ungestümen Herzlichkeit von drohender Heftigkeit. Ein paar Worte wurden gewechselt, ich hörte kaum zu, so sehr war ich von dieser zunächst keineswegs anmutenden Erscheinung gebannt. Ich hatte, wie bei Vorstellungen üblich, den Namen überhört und fragte mich, wer das sein könnte, welchen Berufes, in welches „Kastl" gehörend. Sicherlich ein Künstler, am ehesten ein Musiker, den unsere Begegnung offenbar mitten aus einem Anfall eines produktiven Einfalles aufgeschreckt hatte, von dem er allmählich erst in den Alltag zurückfand und sich langsam auf den üblichen Gesprächston besann. Wie schwer ihm das werden mußte, verstand ich erst, als ich von der gewaltigen Tat erfuhr, zu der er sich rüstet. Er ist von der Gewißheit seiner inneren Vision so beherrscht, daß er auf Schritt und Tritt, wohin er geht und blickt, eigentlich bloß noch Atlantis sieht, auch in der Schellingstraße. Seit ich ihn kenne, will ich jede Wette halten, daß er uns, sobald er die Mittel zur Ausrüstung hat, wirklich Atlantis aus Sonnenlicht emporheben wird. Die Sehnsucht Platos geht an uns in Erfüllung, Atlantis kehrt wieder, aus einer Versunkenheit von zehntausend Jahren auferstehend.

Theater und Musik

Victorines Hochzeit.

Trianon-Theater (Vorbericht).

Ein bürgerliches Familiengemälde in drei Akten von George Sand; man saß unterm Stadtbahnbogen der Friedrichstraße wie in der Gartenlaube. **F. W.**

Die Festspiele im Harzer Bergtheater.

Thale, im August.

Es gibt Zauberer, die aus einem schwarzen Zylinder flatternde Gänse, halsreckende Schlangen, Schreibmaschinen und Radioapparate hervorzaubern. Man braucht kein solcher Zauberer zu sein, um in dem landläufigen Kulturbegriff Inhalte aufzuzeigen, die mit Kultur ebenso wenig zu tun haben, wie eine Schlange mit einem Zylinder. Diese Inhalte lassen sich samt und sonders auf einen einzigen Begriff zurückführen, auf den Begriff: Organisation. Man vermeint Kultur „gründen", Kultur „organisieren" zu können. Man will sogenannte „Kulturstätten" aus dem Boden stampfen. Man gründet das Harzer Bergtheater.

Der Fehler dieses Institutes war bereits in der Konzeption wirksam. Man wollte Theater, also eine Kunstform, die seit Anbeginn immer nur in großen Städten gedeiht, in die Natur, in die Landschaft hinaustragen. Man wollte nicht wahrhaben, daß die Bretter die Welt bedeuten können; man wollte ein Uebriges tun, ein Zuviel des Guten, indem man das Theater seiner geprägten Form seiner endlichen Geschlossenheit entkleidete; man verwechselte Kunst und Natur, tat natürlich Getrenntes zusammen. Darüber hinaus, und ganz abgesehen von der Fragwürdigkeit des ganzen Freilichtbetriebes überhaupt, übersah man alle natürlichen bevölkerungs- und verkehrsmäßigen Voraussetzungen. Man wählte einen Ort, der nicht in der Stadt Thale selbst, sondern so recht „romantisch" eine halbe Stunde weit entfernt und 250 Meter darüber gelegen ist. Eine Ausgeburt lokaler Schwärmerei, die sich notwendig rächen mußte und sich durch mangelnden Publikumsbesuch auch gerächt hat. Hinzu kommt, daß der künstlerische Leiter des Unternehmens, der Regisseur Erich Pabst, in der Auswahl seiner Stücke keine sonderlich glückliche Hand hatte. Er spielte nur allbekannte Klassiker, also gerade jenen Teil unseres dramatischen Bestandes, der eine Zeitlang ruhen sollte, um neues Leben zu gewinnen.

So hilft es kaum, daß seine verschiedenen Shakespeare-, Schiller- und Goethe-Aufführungen im Rahmen der durch die Freilichtbühne geschmälerten Wirkungsmöglichkeiten ein beachtliches Niveau aufwiesen. Die Romantik der ganzen Idee wirkte zersetzend. Gleichwohl kommt Erich Pabst ein wesentliches Verdienst zu, das aber mehr in einem Nebenumstand liegt: in der Entdeckung eines ungewöhnlich befähigten Schauspielers, der in Thale seit einiger Zeit den Mephisto spielt — Franz Stein. Vor einem Jahre kam Stein aus Dresden nach Berlin und spielte hier ziemlich unbemerkt im Theater in der Klosterstraße u. a. den Klavier im gleichnamigen Lustspiel von Leo Matthias.

Stein spielt den Mephisto nicht als Intellekt, sondern als Charakter und als Individuum, mit allem, was ein mephistophelischer Charakter an konkretem Reichtum vor einem mephistophelischem Intellekt voraus hat. Dabei kommt jedoch das Geistige — Luzifer, sagt die Theologie, war der Klügste der Engel — keineswegs zu kurz. Franz Stein verdeutlicht vielmehr durch sein Spiel, von welchen Untergründen her ein hoher Intellekt aufgelöst und verdorben werden kann: er spielt das Geistige in die verwinkelte Sphäre des Herzens hinab. Sein Mephisto ist ganz auf Lasterhaftigkeit und Degeneration angelegt, mit einem teils zwitterhaften, teils kokottenhaften Einschlag. Das Ganze ungemein eindringlich im Ausdruck. Der Ausdruck aber ist zugleich Stil, und zwar Stil an der Grenze des Stils, Stil in der mephistophelischen Ueberfteigerung, mit einem Wort: Manierertheit. Hier liegt jedoch für Franz Stein die Gefahr. Die in der Rolle des Mephisto an sich berechtigte und höchst lustvolle Manierertheit droht zur Manier zu verflachen. Als man ihn tags darauf in Shakespeares „Liebes Leid und Lust" als Don Adriano de Armado sah, spielt er die neue Rolle aus der nämlichen Substanz, mit fast den gleichen Mitteln. Vielleicht ist er also nur ein glänzender Spezialist. Als Mephisto jedenfalls ist er faszinierend. Gegen ihn versank Günther Hadank (als Faust), versank Erika Meingast (als Margarethe), versanken die übrigen. **B. Guillemin.**

Heinrich George wird Ende August in Berlin bei der Eröffnungsvorstellung des Deutschen Theaters „Und Pippa tanzt" die Rolle des „alten Huhn" und in der Volksbühne „Peer Gynt" und die tragende Rolle in dem neuen Tollerschen Bühnenwerk spielen.

Ein nachgelassenes Drama von Leonid Andrejew. Der russische Dichter Leonid Andrejew hat ein Drama „Samson in Fesseln" hinterlassen, das bis jetzt noch nicht veröffentlicht war und jetzt im Verlag Oesterheld u. Co. in einer Uebersetzung des Fürsten Obolenski vorliegt.

„Kasperles Abenteuer" heißt ein Theaterstück, das Oskar Weißmann nach dem bekannten italienischen Kinderbuch, Collodis „Pinocchio", geschrieben, das im Verlag S. Fischer erscheint.

Neue Dramen. Der Chronos-Verlag, G. m. b. H. (Bühnenvertrieb der Deutschen Verlags-Anstalt) hat die Dramen „Eulogius" von Eduard Reinecker und „Zehnkampf" von Alfred Neumann erworben.

Die neue Nelson-Revue. Für das Nelson-Theater wurde das Waghalter-Jazz-Orchester, das aus ehemaligen Mitgliedern des Rappee-Jazz-Orchesters besteht, verpflichtet. Die Regie der Nelson-Revüe „Die tanzenden Fräuleins" führt Julius Brandt. Die Premiere ist für den 26. August festgesetzt.

Dr. Erich Mosse, der neue Dramaturg des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, spricht am Donnerstag, den 12. August, abends 7 Uhr 20 anläßlich der Eröffnung der neuen Spielzeit des Deutschen Schauspielhauses mit Hugo v. Hofmannsthals „Großem Weltheater" über „Religion und Bühne".

Das Coburger Landestheater hat vom Arienverlag, Berlin, ein neues Werk von Ernst Wilhelm: „Friedemann Bach", die Tragödie eines Genies in 5 Akten zur alleinigen Uraufführung für die kommende Spielzeit erworben.

Bronislaw Hubermann hat in das Programm seiner nächsten Tournée das neue Violinkonzert von Karl Szymanowsky aufgenommen, dessen Uraufführung er auch in Warschau unter der Orchesterdirektion Kapellmeisters Gregor Titelberg spielen wird.

Arnold Rosées Tochter wird in der kommenden Saison in Wien als Geigerin debütieren.

Richard Kernchen (Violine) und **Albert Kernchen** (Bratsche), Mitglieder des Berliner Tonkünstlervereins, geben vor ihrer Tournee — Schweiz—Italien — ein Abschiedskonzert in Berlin, Bechstein-Saal, Linkstraße 42, am Donnerstag, den 2. September, abends 8 Uhr. Das Programm enthält u. a.: Mendelssohn, Wieniawski, Enrico Bossi, H. W. Ernst und Paganini. Eintrittskarten im Vorverkauf bei Bote u. Bock, Wertheim und an der Abendkasse zu 1, 2, 3 und 4 M.

Die 3 Mannequins.

Marmorhaus.

Ein Film aus der Konfektion, aber leider sentimental, mit „Ehrenrührigkeit" des Mannequins-Berufes, Scheckfälschung und so. Jaap Speyer dreht Max Glaß Manuskript mit der Zeitlupe. Er dreht richtige Bühnenszenen mit Vorklang und Abschluß, so daß alle paar Meter Halt gemacht wird. Elisabeth Pinajeff ist graziös und kokett, eine unbeschreiblich reizvolle Filmerscheinung, im Spiel beweglich, aber schlecht geführt. Unbegreiflich, daß sie und der (zum mindesten) dankbare Typus von Helga Molander photographisch nicht zur Geltung kommen. Neben ihnen spielen Sikla, Brausewetter, Albers und Graetz — Theater.

Schmidt-Gentner illustrierte den Film ausgezeichnet. — on.

„Der Walzertraum" in Argentinien. Nach dem Erfolg in Nordamerika hat der „Walzertraum" auch in Buenos Aires großen Erfolg gehabt.

Goethe und Berlin.

Im Leopold Klotz-Verlag Gotha, ist ein Buch von Erna Arnhold erschienen: „Goethes Berliner Beziehungen". Das Aufspüren und Zusammenfassen dieser Beziehungen, die Gliederung und Gruppierung des Materials sind die Ergebnisse des Buches. Es ist im Grunde — wie bezeichnenderweise fast alles, was über Berlin geschrieben wird — eine Verteidigung Berlins. In der Einleitung zitiert die Verfasserin ein Wort Zelters an Goethe: „Es ist noch die Frage, ob es einen Ort in Deutschland gibt, wo du so redlich verehrt hast als bei uns". „Und doch," heißt es weiter, „konnte Goethe sich nicht zu einem Besuch Berlins entschließen. Berlin liebt immer ohne Gegenliebe, wie damals —, so heute — —."

Goethe ist nur einmal in Berlin gewesen. Aber seine Dichtungen wurden in Berlin gelesen, seine Dramen wurden in Berlin aufgeführt. Mit Berliner Literaten polemisierte Goethe; von Berliner Verehrern — nicht nur männlichen — empfing er wärmste Huldigungen. Man nahm in Berlin zu Goethes Werken leidenschaftlich Stellung.

Von dieser Stellungnahme in positiver wie in negativem Sinne handelt Erna Arnholds Buch. Das fleißig zusammengetragene Material beweist, wie stark Goethe auf alles reagierte, was in Berlin vorging. Beziehungen werden aufgedeckt, von denen man noch nicht viel wußte. Das ist (in Anbetracht der zu zahllosen Werken angeschwollenen Goethe-Forschung) ein Gewinn. — chi —

Rundfunk am Mittwoch.

6.00. Gymnastik durch Rundfunk" (39. Tag).
12.00. Uebertragung der Verfassungsfeier aus dem Reichstag.
3.00. Märchen für unsere Kleinsten. (Kunstprinzessin: Lucie Mannheim.)
5.00—6.30. Nachmittagskonzert.
7.00. Kapellmeister A. Kellermann: „Kulturgeschichtliche Betrachtungen über hebräische Gesänge und Melodien." — 7.30. Rechtsanwalt Prumbij, Stadtrat a. D.: „Der neue Mieterschutz."
8.30. Deutsche Meister.
1. Symphonie Nr. 7, C-Dur, Haydn. 2. Konzert A-Dur für Klavier und Orchester (K. V. 488), Mozart: Albrecht Uller (Bechstein-Flügel). 3. Ouvertüre Nr. 3 zu der Oper „Leonore" (Fidelio), op. 72, Beethoven.